

(Nachdruck verboten.)

[49]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Lucas bewilligte ihnen sofort das, was sie begehrten, mit einer gutmütigen Bereitwilligkeit, die ihr stets waches Bauernmisträuen ein wenig zerstreute.

„Einverstanden, meine Herren, die Erdscherie wird die Wasserläufe aus den Bergen, die gefaßt worden sind, vereinigen und das Wasser, das wir nicht brauchen, in den Grand-Jean-Bach leiten, der Ihre Gemeinde durchfließt, ehe er sich in die Mionne ergießt. Wenn Sie einige Reservoirs anlegen, die nicht viel kosten, so haben Sie eine reichliche Veriefelung, die den Wert Ihrer Acker verdreifachen würde.“

Der dicke, untersekte Venfant schüttelte seinen großen Kopf langsam und nachdenklich.

„Das würde noch immer zu viel kosten.“

Und der kleine, magere Yvonnot mit den finsternen Augen und dem cholertischen Munde rief:

„Und dann, Herr, würden wir uns wieder alle in den Haaren liegen, wenn es sich darum handelte, wie das Wasser geteilt werden soll. Sie sind gewiß ein guter Nachbar, daß Sie es uns geben, und wir danken Ihnen sehr dafür. Aber wie sollen wir es anstellen, daß jeder sein Teil bekommt, ohne daß er glaubt, daß die andern ihn bestehlen?“

Lucas lächelte, erfreut über diese Frage, die es ihm ermöglichte, von dem Gegenstand zu sprechen, von dem er erfüllt war, und um dessentwillen er so sehr gewünscht hatte, mit den Bauern zusammen zu kommen.

„Das Wasser, das befruchtet, muß allen gehören, so wie die Sonne, die leuchtet und wärmt, wie die Erde selbst, die trägt und nährt. Die beste Art zu teilen ist eben, gar nicht zu teilen, sondern das gemeinsam zu benutzen und zu genießen, was die Natur allen Menschen gemeinsam geschenkt hat.“

Die beiden Bauern verstanden. Sie blieben eine kleine Weile stumm, die Augen auf den Boden geheftet. Venfant, der Ueberlegtere von ihnen, sprach zuerst wieder.

„Ja, ja, wir wissen, der Pächter von der Guerdache hat uns davon gesprochen. Es ist gewiß ein guter Gedanke, daß sich alle miteinander vertragen sollen, wie Sie es hier gemacht haben, den Boden und das Geld, die Arbeit und die Werkzeuge zusammenzulegen und gemeinschaftlich zu nutzen und dann den Gewinn zu teilen. Aber es ist doch auch viel dabei gewagt, und ich glaube, es wird noch vieles Redens bedürfen, ehe wir alle dazu zu haben sind in Combettes.“

„Das will ich meinen,“ stimmte Yvonnot mit einer raschen Handbewegung bei. „Wir zwei, verstehen Sie, sind ja nun so ziemlich einig, und wir sind dem Neuen nicht sehr entgegen. Aber um die andern handelt es sich, und die herumzukriegen, wird ein hartes Stück Arbeit sein, das sage ich Ihnen im voraus.“

Dieses Misträuen des Bauern gegen jede Neuerung, und besonders gegen eine, die an die bestehende Form des Eigentums rührt, Lucas kannte es sehr wohl. Er war darauf vorbereitet, und er lächelte wieder. Seinen Fled Erde, an dem er seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn, in Liebe gehalten, von dem sollte der Bauer sich losreißen, ihn mit den Fledern aller andren zusammenschließen lassen! Aber der immer schlechter werdende Ertrag, der Bankrott des in zu kleine Teile zerschnittenen Bodens mußte ihn schließlich doch überzeugen, daß es kein andres Heil giebt als in der Einigkeit, in dem Zusammenschließen der Acker einer ganzen Gemeinde zu einem einzigen großen Gut. Lucas setzte das den beiden auseinander, bewies ihnen, daß der Erfolg heute nur in der Association liege, daß man die Felder im großen bewirtschaften müsse, mit Maschinen für das Pflügen, das Säen und das Mähen, mit in der Nähe erzeugtem, reichlichem, künstlichem Dünger, mit genau geregelter, vom Zufall unabhängiger Bewässerung. Die Mühe des einzelnen kleinen Bauers genügte nicht, um seinen Hunger zu stillen, aber alle müßten reich werden, wenn die Bauern eines Dorfs zusammen-

ständen, um mit vereinten Kräften die Maschinen, den Dünger, das Wasser zu beschaffen. Man kann den Boden fruchtbar machen, indem man ihn von Steinen befreit, ihn düngt und bewässert. Man könnte es selbst einmal erreichen, ihn zu heizen, so daß es keine Jahreszeiten mehr gäbe. Ein Hektar würde genügen, um zwei oder drei Familien zu nähren. Selbst auf verhältnismäßig kleinen Flächen erzielte man schon wunderbare Ergebnisse, ein ununterbrochenes Wachstum von Gemüsen und Getreide. Die Bevölkerung Frankreichs könnte sich verdreifachen, und der Boden könnte sie noch immer reichlich ernähren, wenn er mit Verstand, unter dem Zusammenwirken aller schöpferischen Kräfte bebaut würde. Und wie schön wäre es auch, daß der Bauer dann kaum ein Drittel so schwere Arbeit zu leisten hätte, daß er endlich befreit wäre von der uralten Fron, von dem Bucherer, der ihn ausfaugt, vom Großgrundbesitzer und dem Staat, die ihn erdrücken.

„Das ist zu schön,“ sagte Venfant in seiner bedächtigen Weise.

Aber Yvonnot fing leichter Feuer.

„Himmelherrgott! Wenn das wahr wäre, so wären wir wirklich zu dumm, wenn wir die Sache nicht einmal probierten!“

„Sehen Sie nur uns hier auf der Erdscherie an,“ fuhr Lucas fort, der sich diesen Hinweis auf das praktische Beispiel bis zuletzt aufgespart hatte. „Wir bestehen jetzt kaum drei Jahre, und unsre Geschäfte gehen gut, unsre zu einer Genossenschaft vereinigten Arbeiter essen Fleisch, trinken Wein, haben keine Schulden und keine Sorge um die Zukunft. Befragen Sie sie einmal, besuchen Sie unsre Werkstätten, unsre Bohnhäuser, unser Gemeinhaus, alles, was wir in so kurzer Zeit gebaut und geschaffen haben. Das ist die Frucht der Einigkeit, Ihr werdet Wunder vollbringen, wenn Ihr einig seid.“

„Ja, ja, wir haben schon alles gesehen, wir wissen das alles,“ erwiderten die Bauern.

In der That hatten sie, ehe sie Lucas rufen ließen, die Erdscherie mit Interesse besichtigt, hatten den Wert des schon Erworbenen überschlagen, waren erstaunt gewesen über diese mit solcher Schnelligkeit entstehende glückliche Stadt und hatten sich gefragt, was es ihnen wohl für Gewinn bringen würde, in derselben Art gemeinsame Sache zu machen. Die überzeugende Kraft des Erfolges durchdrang sie und besiegte sie allmählich.

„Nun also, da Sie alles wissen, so ist die Sache um so einfacher,“ sagte Lucas heiter. „Wir brauchen Brot, unsre Arbeiter können nicht leben, wenn Ihr nicht das nötige Getreide anbaut und erntet. Ihr wieder braucht Werkzeuge, die Spaten und Pflüge und Maschinen, die aus dem Stahl gemacht werden, den wir fabrizieren. Da ist nun die Lösung eine ganz leichte, wir brauchen uns nur miteinander zu verständigen, wir liefern Euch den Stahl, Ihr liefert uns das Getreide, und so ergänzen wir einander und leben alle glücklich. Da wir Nachbarn sind, da Eure Felder an unsre Fabrik stoßen, und da wir einander notwendig brauchen, ist es nicht das Beste, als Brüder miteinander zu leben, uns alle für das Wohl aller zu vereinigen, so daß wir nur eine einzige Familie bilden?“

Der gemüthvolle Ton, in dem Lucas sprach, wirkte angenehm auf Venfant und Yvonnot. Sie war ihnen das Ersprießliche der Einigkeit zwischen Bauer und Arbeiter so deutlich vor Augen gestellt worden. Seitdem das Unternehmen auf der Erdscherie ins Leben gerufen war und sich entwickelte, dachte Lucas daran, in seine Genossenschaft einmal alle kleineren Fabriken, alle die verschiedenen Industrien, die von ihr und neben ihr lebten, mit einzubeziehen. Rings um den Centralherd, der ihnen das Rohmaterial, das Eisen und den Stahl lieferte, entstanden alsbald eine Reihe von Etablissements verschiedener Art. Da war die Fabrik Chodorge, die Nägel schlug, die Fabrik Hauffer, die Sausen erzeugte, die Fabrik Mirande, die landwirtschaftliche Maschinen herstellte; in einer Schlucht der Monts Bleus arbeitete sogar noch ein Streckler, Gordoir, mit zwei Hämmer, welche durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt wurden. Alle diese würden wohl eines Tags gezwungen sein, sich mit den Brüdern von der Erdscherie zu vereinigen, ohne die sie nicht leben konnten. Selbst die Ygu-

handwerker, oder die Produzenten von Kleidungsstücken, wie zum Beispiel die Schuhfabrik des Bürgermeisters Gourrier, würden dem allgemeinen Zuge nicht widerstehen können und sich schließlich mit der Genossenschaft vereinigen, der sie Häuser, Kleider und Schuhe liefern würden, um dafür Werkzeuge und Brot von ihr zu empfangen. Das Reich der Zukunft konnte nur verwirklicht werden durch diese Einigkeit aller, durch die Gemeinsamkeit der Arbeit.

„Alles ganz recht, Herr Lucas,“ sagte Lenfant endlich in seiner überlegten Weise. „Das sind zu wichtige Dinge, als daß wir sie auf der Stelle entscheiden könnten. Aber wir versprechen Ihnen, daß wir darüber nachdenken und unser möglichstes thun werden, damit Einigkeit in Combettes herrsche, so wie sie hier bei Ihnen herrscht.“

„Tavohl, Herr Lucas,“ stimmte Dyonnot bei. „Nachdem wir beide, Lenfant und ich, uns dazu gebracht haben, uns zu vertragen, so müssen wir wohl das unsrige thun, damit auch die andren sich vertragen. Und Feuillat, der ein geschiedter Kopf ist, wird uns helfen.“

Ehe sie gingen, sprachen sie nochmals von dem Wasser, das Lucas in den Grand-Jean leiten wollte. Es wurde alles geregelt und vereinbart, und die beiden fühlten, daß sie in ihrem Feldzuge für die Vereinigung einen starken Bundesgenossen in dieser Bewässerungsfrage hatten, die die Gemeinde zwingen würde, nur ein Interesse und einen Willen zu haben.

Lucas begleitete sie durch den Garten, wo ihre Kinder Arsène und Olympe, Eugénie und Nicolas sie erwarteten, die sie mitgenommen hatten, um ihnen die Eröcherie, von der die ganze Gegend sprach, zu zeigen. Die Schulzeit war gerade zu Ende, und die Schüler der fünf Klassen erfüllten den Garten mit fröhlichem Tumult. Die Mädchenröcke flatterten in der hellen Sonne, die Knaben liefen und sprangen um die Bette, Geschrei und Gelächter erscholl von allen Seiten, über die Rasenplätze, zwischen den Bäumen jauchzte und tollte die glückliche Jugend.

Inmitten einer Gruppe blonder und brauner Köpfe sah Lucas Soeurette stehen, offenbar erzürnt und scheltend. In der ersten Reihe der Kinder stand Kanet, nun bald zehn Jahre alt und bedeutend gewachsen, mit vollem, munterem und dreiftem Gesicht und wirren, haferblonden Haaren, und hinter ihm die vier kleinen Donnaire: Lucien, Antoinette, Zoë und Séverin, und die zwei Bourron: Sébastien und Marthe. Alle waren offenbar bei etwas Unrechtem ertappt worden, von dem kleinsten mit fünf Jahren bis zu den ältesten mit zehn, und Kanet war sicherlich der Führer der Schar gewesen; er verteidigte sich, er widersprach lebhaft, als der ungebärdige, nie sein Unrecht einbekennende Junge, der er war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wolken der höchsten Luftregion als Wetterverkündiger.

Die meteorologische Wissenschaft ist in jüngster Zeit immer mehr dazu gekommen, die Ursache der Entstehung und Bewegung der Gebiete tiefen und hohen Luftdrucks nicht mehr vorwiegend in Bedingungen an der Erdoberfläche zu suchen, sondern in Verhältnissen, die sich in den höchsten Schichten der Atmosphäre abspielen. Um diese Verhältnisse zu ergründen und ihre Gesetzmäßigkeit zu erforschen, werden seit einiger Zeit regelmäßig gleichzeitige Ballonfahrten von verschiedenen Hauptobservatorien oder Stationen aus unternommen. Diese Fahrten haben schon zu wichtigen Ergebnissen geführt, aber da sie naturgemäß verhältnismäßig selten und bloß an wenigen Orten ausgeführt werden können, wird der Zuwachs unseres Wissens auf diesem Wege nur langsam stattfinden. Man hat daher schon früher, um die Zustände der höheren Luftschichten zu studieren, zur Beobachtung der höchsten Wolken, der sogenannten Cirruswolken, gegriffen und in der That gefunden, daß diese mit den großen Faktoren, welche das Wetter gestalten, in merkwürdigem Zusammenhang stehen. Zu denjenigen Forschern, die sich am frühesten mit der Beobachtung der Cirruswolken beschäftigten und deren hohe Bedeutung erkannten, zählt Dr. Hermann F. Klein. Schon vor einem Drittel Jahrhundert machte er die merkwürdige Entdeckung, daß die Häufigkeit der Cirruswolken parallel geht mit der Häufigkeit der Sonnenflecken, d. h. in den Jahren mit zahlreichen Sonnenflecken auch die Cirruswolken zahlreich auftreten, während in den Jahren mit wenigen Sonnenflecken die Cirruswolken selten sind. Beide Erscheinungen zeigen einen regelmäßigen Chelcus von elf Jahren. Neben dieser merkwürdigen Abhängigkeit im Auftreten der Cirruswolken von Vorgängen auf der fernern Sonne zeigten aber diese Wolken auch eine große Bedeutung

als Vorboten von Witterungsveränderungen, und schon die Volksanschauung betrachtet sie als Regenankündiger. Diese Beziehung genauer und wissenschaftlich festzustellen, war die Aufgabe, die sich Dr. Klein vor vielen Jahren stellte.

Die Ergebnisse seiner diesbezüglichen, jahrzehntelangen Forschungen hat Dr. Klein erst im gegenwärtigen Jahre der wissenschaftlichen Welt unterbreitet in einer großen Abhandlung, die in der „Meteorologischen Zeitschrift“ erschienen ist und nicht nur die wissenschaftliche Meteorologie erheblich bereichert, sondern auch für die zahlreichen Freunde der Witterungskunde von nicht geringem Interesse ist. Es erscheint darum angebracht, die Hauptresultate der Kleinschen Untersuchungen, soweit sie für die Wetterprognose besonders auf Regen von Bedeutung sind, hier allgemeinverständlich und kurz zusammenzustellen.

Die Cirruswolken schweben in Höhen von durchschnittlich 10 Kilometern über der Erdoberfläche und bestehen aus gefrorenem Wasserdampf, aus feinen Eiskriställchen. Infolge ihrer großen Höhe scheinen sie sich langsam zu bewegen, so daß man meist die Richtung, aus der sie ziehen, nur mit Mühe feststellen kann, bisweilen aber bewegen sie sich so rasch, daß man ihren Zug schon bei geringer Aufmerksamkeit deutlich erkennt. Die wahren Bewegungen dieser Wolken betragen im Durchschnitt etwa 30 Meter in der Sekunde, können aber bis zu 90 Meter wachsen. Da an der Erdoberfläche die Geschwindigkeit des Windes auch beim stärksten Orkan 40—60 Meter niemals übersteigt, so ergibt sich, daß in den Regionen der Cirruswolken die Luft stets mit Sturmstärke strömt, ja, daß dort oben ein beständiger Orkan herrscht. Gemäß den Beobachtungen zu Köln weht der heftigste Sturm in den hohen Regionen der Atmosphäre stets aus W und NW, nur selten und auf kurze Zeit wird er in tieferen Regionen von einer aus SO kommenden Luftströmung verdrängt, über dieser aber herrscht stets W- und NW-Sturm, selbst beim schönsten und ruhigsten Wetter an der Erdoberfläche.

Die Gestalten der Cirruswolken sind höchst mannigfaltig. Abgesehen von den einförmigen Schleiern unterscheidet Dr. Klein folgende Hauptformen: a) gradlinig-fädige Streifen, b) Streifen mit Querverdünnung, c) Streifen wie lange Federn, d) Cirren, die aus regellos durcheinandergeworfenen Fäden bestehen, e) gebogene oder flammenförmig geschwungene Cirren, f. kleine Streifen mit Locken oder Häufchen. Oft sind verschiedene Formen zugleich am Himmel sichtbar, aber manche Formen sah Dr. Klein während 20 Jahren niemals gleichzeitig, z. B. die Formen b d f oder b e f. Bei weitem am häufigsten sieht man die Form a, also lange, aus parallelen Cirrusfäden gebildete Streifen; sie ist nach Dr. Kleins Beobachtungen die Grundform, aus der sich die andren entwickeln. Nur die Form f geht für sich, besonders dann, wenn sie in Gestalt von kleinen, runden, wolkförmigen Källchen erscheint, die lange, matte Fäden aus sich herausspinnen und dabei allmählich aufgezehrt werden. Nicht selten erscheint der Himmel mit langfaserigen Cirrusstreifen in Gestalt von großen Bogen überzogen, und man sieht, daß die Fasern sich in der Längsrichtung des Bogens rasch fortbewegen, gleichzeitig aber dreht der Bogen sich wie eine feste Masse um seine Aze. Hier hat man also die merkwürdige Thatsache einer doppelten Bewegung vor Augen, die auf einen ungeheuren Luftwirbel deutet, der in großen Höhen mit gewaltiger Schnelligkeit in der Atmosphäre fortschreitet. Die Cirruswolken sind überhaupt Produkte der Luftwirbel, sie treten auf, wenn an der Erdoberfläche Gebiete tiefen Luftdrucks, sogenannte Depressionen, sich gebildet haben. Nach dem Mittelpunkt einer solchen Depression strömt am Boden von allen Seiten in spiralförmigen Bahnen die Luft hin und steigt dort empor bis zu großen Höhen, wobei der in ihr enthaltene Wasserdampf mit emporgerissen wird und sich zu Regen, und in noch größeren Höhen zu Eiskriställchen verdichtet. Diese Eiskriställchen bilden für den Anblick von der Erde aus die Cirruswolken, und da sie von der Luftströmung getragen werden, so zeigt ihre Bewegung die in jenen Höhen herrschende Windrichtung an. Vergleicht man nun die Richtung, aus der unten an der Erdoberfläche der Wind innerhalb einer Depression weht, mit der Richtung des obren, wie sie durch die Cirrusbewegung offenbar wird, so ergibt sich, daß der obere Wind im Gebiet einer Depression stets rechts von der Richtung des unteren Windes abweicht. Mit andren Worten heißt dies: während unten der Wind in Spiralen gegen die Aze der Depression einströmt, entfernt sich in der Höhe die Luft wieder in Spiralen von dieser Aze, die unten eingeschlossene Luft wird oben wieder ausgestoßen. Diese Theorie ist vor Jahren von britischen und skandinavischen Forschern aufgestellt und allgemein angenommen worden, sie wird durch die Beobachtungen von Dr. Klein aber dahin modificiert, daß das Ausströmen der obren Luft auf der nordwestlichen Seite der Depression nicht nach außen stattfindet. Dort entfernt sich die Luft nicht von der Aze der Depression, sondern wird mit dieser vorwärts getrieben, offenbar, weil sie nicht gegen den daselbst aus Nordwest blasenden wütenden Orkan auskommen kann. Es verhält sich damit ähnlich wie mit der Rauchfäule eines Dampfers, der mit dem Winde fährt, dieselbe bleibt nicht hinter ihm, wenn der Wind schneller als das Schiff ist. In den Gebieten hohen Luftdrucks, wo selbst eine absteigende Bewegung der Luft stattfindet, kommen Cirruswolken im allgemeinen nicht vor. Wenn sie dort aber auftreten, so verkündigen sie, daß in großen Höhen eine, nicht bis auf den Erdboden hinabreichende Ausfoderung der Luft eingetreten ist, die sich am Barometer und auch sonst nicht geltend macht, sondern eben nur in den Cirruswolken bemerkbar wird. Das Emporsteigen der feuchten Luft von der Erdoberfläche zu großen Höhen ist die Hauptursache aller Regenbildung. Daher sind Depressionen von Regenfällen be-

gleitet und das Auftreten der Cirruswolken gilt als regenverfündigend. Dr. Klein hat nun nachgewiesen, daß diese Meinung in solcher Allgemeinheit nicht richtig ist, vielmehr giebt es einen Regencirrus und einen ausgesprochenen Schönwettercirrus. Neugierlich unterscheiden sich diese beiden durch nichts, es ist lediglich die Himmelsrichtung, aus welcher sie ziehen, die das unterscheidende Merkmal bildet. Hiernach sind Cirruswolken, welche aus O, NO oder SO ziehen, besonders wenn ihre Bewegung rasch ist, sichere Anzeichen, daß das Wetter trocken und schön bleiben wird. Doch folgt im Sommer auf Cirren, die aus SO kommen, oft nach einigen Stunden ein Wärmegewitter. Dagegen sind Cirruswolken, die aus S, SW, W und NW ziehen, Regenbringer und wenn ihr Zug rasch erfolgt, so kann man unter 10 Fällen 8 mal mit Sicherheit darauf rechnen, daß bis spätestens im Laufe des nächsten Tags Regen fällt. Das Verhältnis ist also genau umgekehrt wie bei den aus O und SO ziehenden Cirruswolken. Aber noch mehr, die Regentwahrscheinlichkeit der Schlechtwetter-Cirren ist am größten, wenn gleichzeitig der Wind an der Erdoberfläche aus SW oder W weht. In diesem Fall zeigen Cirren, die rasch aus S ziehen, mit voller Gewißheit an, daß innerhalb 24 Stunden Regen fällt; ziehen die Cirren rasch aus SW, so kann man unter 10 Fällen 9 mal auf Regen rechnen; ziehen sie aus W, so erfolgt in 100 Fällen 85 mal Regen; ziehen sie rasch aus NW, so kommt unter 100 Fällen 97 mal Regen. Es leuchtet ein, welche hohe Sicherheit des Urteils über kommenden Regen auf Grund dieser Ermittlungen jeder leicht aus der Beobachtung des Zuges der Cirruswolken und der Windrichtung gewinnen kann, auch wenn er weder ein Barometer besitzt noch Einsicht und Kenntnis von Wetterkarten hat. Für das Verständnis der letzten sind die Untersuchungen von Dr. Klein von noch größerer Wichtigkeit, doch kann darauf an dieser Stelle nur teilweise und kurz eingegangen werden. Das Studium von mehreren tausend täglichen Wetterkarten hat ihm ergeben, daß an den Tagen mit Cirruswolken über dem Teil Europas von Lappland im Norden bis nach Sicilien im Süden und von den Pyrenäen bis Moskau im Osten durchschnittlich drei Gebiete hohen und drei Gebiete tiefen Luftdrucks vorhanden sind, und zwar in durchschnittlichen Positionen, die immer wiederkehren. Der Hauptregenbringer unter diesen ist für Deutschland und überhaupt für das nordwestliche Europa eine Depression, die mit ihren centralen Teilen nahe bei den Shetlandinseln liegt. Wer das im vorhergehenden bezeichnete Verhalten der Cirruswolken beobachtet, ist in dem Urteil über kommenden Regen oder schönes Wetter selbst dem Meteorologen einer Wetterwarte überlegen, denn dieser muß, damit die Wetterausicht für den nächsten Tag dem Publikum zeitig zugänglich wird, sein Urteil auf die Wetterbeobachtungen vom Morgen des vorhergehenden Tags und die eignen Wahrnehmungen bis spätestens vier Stunden später begründen. Plötzliche Umgestaltungen des Luftdrucks, die etwa nach dieser Zeit sich einstellen, kann er also nicht mehr berücksichtigen. Solche kündigen sich als Regenbringer aber durch das Auftreten und den Zug der Cirruswolken mit unfehlbarer Sicherheit an, daher denn jeder, der die obigen Regeln kennt, ohne jedes andre Hilfsmittel sogleich sagen kann, daß eine plötzliche Störung in der Wetterlage nach Schluß der Beobachtungen an den Stationen eingetreten ist und daß statt des vielleicht angekündigten guten Wetters Regen eintreten wird. Von welcher Wichtigkeit dies für manche Verhältnisse, besonders für Touristen, aber auch für den Landmann ist, bedarf keines Wortes. —

(„Kölnische Zeitung“)

Kleines Feuilleton.

— Ueber Preisaus schreiben. Im letzten Heft des „Litterarischen Echo“ (Berlin, F. Fontane u. Co.) schreibt Dr. Josef Ettlinger: Ein paar Vorkommnisse der letzten Zeit legen es nahe, das Institut der sogenannten Preisaus schreiben einmal aus etwas größerer Nähe anzuleuchten, so weit zum wenigsten die Litteratur dabei in Frage kommt. Zu unterscheiden sind die wissenschaftlichen Preisaufgaben und die Wettbewerbe für belletristische Leistungen. Diese letztere Gattung geht meistens von Zeitschriften oder Zeitungen aus und pflegt ihren Ursprung in geschäftlichen Erwägungen zu haben. Entweder es sind reine Reklamezwecke dabei im Spiel, oder man wünscht durch das Lockmittel der Preise eine möglichst große Anzahl verhältnismäßig brauchbarer Arbeiten in die Hand zu bekommen, um das Beste davon abzuschöpfen und den Rest dankend zurückzugeben.

Gegen diese Praxis ist an sich nicht das mindeste zu sagen: nur sollte ihrer Ausübung nicht durch prahlerische Worte das Relief höherer litterarischer Zwecke geliehen werden, wie dies beispielsweise in einem von Herrn August Scherl, dem Verleger der „Woche“, kürzlich erlassenen Roman-Preis aus schreiben geschieht. Man erfährt aus dieser Kundgebung zunächst mit einigem Erstaunen, daß in den beiden letzten Jahrzehnten die Pflege der erzählenden Litteratur in Deutschland „einigermassen zurückgeblieben“ sei, und liest dann wörtlich den Satz: „Um unsren zeitgenössischen Dichtern das Interesse an der Pflege des modernen Romans wieder zu wecken und den bewährten Meistern den notwendigen Nachwuchs zu sichern, haben wir uns zu einem Preis aus schreiben für den besten Roman für „Die Woche“ entschlossen.“ Hiernach wird mitgeteilt, daß der Verlag drei Preise von 15 000, 10 000 und 5000 M. aussetzt, und daß verschiedene angesehene

Autoren, wie Spielhagen, Ompteda, Wildenbruch u. a., das Richteramt übernommen haben, natürlich nicht über alle eingehenden Werke, sondern nur über diejenigen zwölf, die von der Redaktion als die besten vorher ausgewählt worden sind.

Dieses Preis aus schreiben ist aus verschiedenen Gründen interessant und typisch. Vor allem durch seine klassische Begründung. Nicht weil „Die Woche“ zahlreiche Romane braucht und unter dem ihr zugehenden Material nicht leicht genug das ihren Zwecken passende findet, wird das Aus schreiben erlassen, sondern weil nach Herrn Scherls Ansicht unsere erzählende Litteratur „einigermassen zurückgeblieben“ ist. Und wie hofft man diesem bedauerlichen Mangel abzuhelfen? Einfach dadurch, daß man — pink, pink, pink — drei Geldpreise aussetzt. Man nimmt also im Hause Scherl thatsächlich an, daß die deutschen Roman-Schriftsteller, geblendet durch den Glanz des ihnen winkenden Goldes, bessere Werke hervorbringen müßten, als ohne solches Reizmittel: oder man schmeichelt sich wohl gar, durch diesen Goldregen dem unergiebigen Erdbreich der deutschen Prosaliter ganz neue Talente zu entlocken und damit „den bewährten Meistern den notwendigen Nachwuchs zu sichern“. Man hält die Muse für bestechlich und berechnet das künstlerische Schaffen nach der Regelbetri. Und man fühlt sich als Gömmer und Mäcen der Litteratur, weil man dieselben Summen als „Preise“ aus schreibt, die man in gewöhnlichen Zeiten angesehenen Autoren ohnehin als Honorar bezahlt. Denn es ist nicht nur zweifellos, daß Roman-Schriftsteller wie Rosenger, Ompteda, Kreger u. a. Honorare in dieser Höhe von der „Woche“ beanspruchen und erhalten, sondern es ist einfach recht und billig, daß eine Zeitschrift, die fast eine halbe Million Abonnenen zählt, ihre Romane mindestens nach solchen Sätzen honoriert. Zieht man dies in Betracht, so bleibt von Herrn Scherls Großmut für die deutschen Roman-Schreiber wenig mehr übrig, als die großartige Gebärde des Litteraturförderers.

Aber Herr Scherl ist auch auf die Förderung der deutschen Lyrik bedacht und hat zu diesem Zweck im „Berliner Lokal-Anzeiger“ tausend Mark als Preis für das beste „Pfingstgedicht“ ausgesetzt, nur mit dem spindösen kleinen Zusatz, daß der Bewerber kein „Berufsschriftsteller“ sein dürfe: sogenannte Dichter sind daher von diesem Sängerkrieg in der Zimmerstraße vorweg ausgeschlossen. Welche verheerende Wirkung in den weitesten Dilettantenkreisen ein solches Aus schreiben haben muß, wie viel Centner Papier dabei durch Beschreiben unbrauchbar gemacht werden, mag sich jeder allein vorstellen. Und so lange diese lyrische Seuche auf ihren Herd, also auf den Leserkreis des „Lokal-Anzeigers“ beschränkt bleibt, könnte man sie süßlich sich selbst überlassen. Aber die ernsthafteste Seite dieser Verlegermanipulation liegt darin, daß dadurch in breiten Schichten des deutschen Publikums das ohnehin geringe Ansehen der lyrischen Kunst notwendig untergraben wird; daß die pflichtlose Ansicht, Verfassen und Dichten sei dasselbe, sich noch mehr als bisher schon festsetzt; daß der gefeierte und gestreichelte Dilettantismus vollends den Respekt vor wirklichem Talent und Können verliert, der ihm ohnedies sehr lose sitzt, und wir uns so den Zeiten wieder nähern, wo man die deutsche Poeterei mit Hilfe des Reimlexikons betrieb. Man sollte diese kunstschädliche Wirkung bei einem Blatt, das in mehr als zweihunderttausend deutschen Familien gelesen wird, wahrlich nicht unterschätzen: sie gefährdet in bösester Weise die Früchte der vielen gerade jetzt so thätigen Bestrebungen, die an der künstlerischen Erziehung des Volks mühsam und unverdrossen arbeiten.

Was von diesen beiden Preis aus schreiben gilt, von denen das eine nicht förderlich, das andre in bestimmtem Sinne schädlich wirkt, trifft auf die meisten derartigen Unternehmungen zu. Die Kunst hat nichts dabei zu gewinnen, und der praktische Vorteil, daß ein oder zwei preisgekrönte Schriftsteller für ihre Arbeiten ausnahmsweise einmal etwas höhere Honorare einheimen, fällt für die ökonomische Lage der Autorenwelt gar nicht ins Gewicht. Den Vorteil hat ausschließlich der Verlag, der durch die zweimaligen Zeitungs-Notizen über Erlaß und Ergebnis der Konkurrenz für sein Unternehmen Reklame macht und die Möglichkeit gewinnt, unter einer großen Anzahl von Arbeiten die ihm zweckdienlichsten auszuwählen zu können. Daß durch ein Preis aus schreiben jemals neue Talente entdeckt, unbekannt geförderte worden wären, ist nach meiner Kenntnis der Dinge noch nicht vorgekommen. . . .

— Der türkische Halbmond. Ein „Delyphicus“ zeichnender Mitarbeiter schreibt der „Tägl. Mundsch.“: Nach meinem Dafürhalten ist es ein Irrtum, der auf einer späteren Umdeutung beruht, wenn wir das bekannte Wahrzeichen der Osmanen für eine Nachbildung der Sichel des Neumonds halten. Das Banner der Nomadenhorde, welche in der Mitte des 13. Jahrhunderts am Euphrat sichtbar wird, und die sich 50 Jahre später nach ihrem dritten Emir Osman, dem Sohne Ertogruls, Osmanen nannte, bestand in einer Stange, an der ein türkisches Hufeisen und ein Roßschweif befestigt waren. Diese Stange wurde von einem Reiter dem Zuge vorausgetragen und im Lager vor dem Zelt des Emirs aufgeschlagen, sie diente als Sammelplatz bei plötzlichem Alarm und für den Ausbruch des Zuges zum Weitermarsch. Der Roßschweif gilt noch heute bei den Türken als Auszeichnung für einen Pascha, ursprünglich war er das Ehrenzeichen des Hauptlings und Anführers der Truppe allein. Das Hufeisen aber und zwar in der heute noch bei den Türken üblichen Form verfinstlicht auf die augenfälligste Weise das Wesen einer

berittenen Nomadenhorde, deren Existenz von der Leistungsfähigkeit der Pferde abhängt. Diese beruht wiederum hauptsächlich auf der Zuverlässigkeit des Fußbeschlags, dessen Form sich natürlich ganz nach der Bodenbeschaffenheit richten muß. Sobald eine Horde die heimatische Steppe verläßt und Gebirgsgebirge betritt, war sie gezwungen, einen Fußbeschlag einzuführen, der nicht bloß die Klauen, sondern auch die innere Fläche des Hufs vor Verletzungen sichert. Diese Notwendigkeit ließ das noch heute im Orient gebräuchliche Hufeisen entstehen, welches von dem bei uns üblichen sich dadurch unterscheidet, daß die Innenfläche zum größeren Teil durch eine mäßig starke Platte ausgefüllt ist, wodurch das Eisen eine durchaus abweichende Form erhält, die ihm eine entferntere Ähnlichkeit mit einem liegenden Halbmond verleiht. Diese Ähnlichkeit hat dann später zu jener Umdeutung Veranlassung gegeben; sie entstammt dem Abendlande und einer Zeitperiode, wo der Verlust Ungarns und die Bedrohung Wiens der Christenheit das Wachstum der türkischen Gefahr sehr deutlich vor Augen stellten, so daß das gefürchtete Abzeichen der Osmanen von der erschreckten abendländischen Welt mit hoher Wahrscheinlichkeit als Symbol des zunehmenden Glücks gedeutet worden sein mag, eine Deutung, gegen welche die Türken ihrerseits sich zu sträuben keine Ursache hatten. So ist es gekommen, daß der Halbmond heute allgemein als Abzeichen der hohen Pforte gilt, was aber durchaus nicht ausschließt, daß diese Annahme eine historisch irrtümliche ist, die sich wie so viele andre in der allgemeinen Auffassung festgesetzt hat. In Wirklichkeit aber, so möchte ich wiederholen, ist das Wahrzeichen der Osmanen nichts andres als die Nachbildung jenes Hufeisens, welches einst der Nomadenherde vorangetragen wurde, aus der sich dann die Weltmacht der Türken entwickelt hat. —

Theater.

oo. Die Schlichterer sind bei ihrem Gastspiel im Neuen Theater mit einem besonderen Stück Heimatskunst gekommen. Mit den unumgänglichen Schußplatten versehen, führten sie in ihrem neuesten, von einem Herrn Karl Lichtenfeld verfaßten Volksstück „Haberfeldtreiben“ das landesübliche Volksgericht auf, das sich aller neuzeitlichen Polzeischneidigkeit zum Trotz bis in unsere Tage erhalten hat. Der eigentliche Gerichtsvorgang kam zuletzt mit einem Realismus auf die Bühne, der an ohrenbetäubender Eindringlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ; und die erschütternde Wirkung des Schlußaktes wird mächtig genug gewesen sein, um jeden Zuschauer, der kein reines Gewissen haben möchte, zu einem Dankgebet dafür zu veranlassen, daß die Behörde unseres auf Korrektheit angelegten Staatswesens ihn vor Ragenmüßel und ähnlichen Kompromittierungen sicher zu bewahren weiß.

Aber drollig ist, daß die Mittel, die vom Verfasser zur Motivierung jener Volksjustiz angewandt werden, völlig theatralisch sind und mit dem Gemütsleben auch wohl des oberbayerischen Bauernvolks verknüpft wenig zu thun haben können. Die Hauptrolle spielt der Erzhöfswicht von schablonenhafter Schenkschick. Der Grünmoserbauer läßt sein erstes Weib elend verhungern, bringt ein glückliches Liebespaar durch süße Nachrede auseinander und vermählt mit teuflischer Bosheit den Auf der wohlhabenden Brant, damit sie ihm dann ins Netz laufe. Er ist Betrüger, Dieb, Bucherer und Deunziant und muß folgerichtig eine ganz besonders augenfällige Strafe erleiden. Als „im Namen des Kaisers Karl von Unterschlag“ Gericht über ihn gehalten worden ist und er eben gegen die fortziehenden Haberer den gräßlichsten Fluch ausstößt, quittiert der Himmel selbst zum warnenden Exempel über seine Untthaten. Ein Blitzstrahl löst das Leben des Höfswichts aus.

Herr Michael Dengg gab den Grünmoserbauern in Spiel und Maste möglichst glaubhaft. Als sein Gegenpart spielte der Komiker Terofa! die Rolle eines lustigen Schneidereisens mit herzhafter Bravour. —

Astronomisches.

— An dem der Erde am nächsten kommenden Keinen Planeten Eros, der erst 1898 auf der Berliner Urania-Sternwarte von Witt auf photographischem Wege entdeckt wurde, sind im letzten Winter ganz beispiellose, starke Lichtänderungen bemerkt worden, die zu sehr merkwürdigen Ergebnissen geführt haben. Auf die Anzeige starker und rascher Lichtänderungen von Dr. v. Oppolzer hatte Prof. Deichmüller in Bonn den Planeten sofort in zwei Nächten beobachtet und daraus die Rotationszeit des Planeten zu 2 Stunden 38 Minuten bestimmt. Bald darauf von der Pariser Akademie veröffentlichte Messungen aus Toulouse und Lyon bestätigten diese Umdrehungszeit des Planeten vollkommen. Jetzt meldet nun Prof. Wiedering in einem Kabeltelegramm und Prof. Deichmüller in den „Astr. Nachr.“, daß die Lichtschwankungen des Eros nahezu verschwunden sind. Man muß demnach annehmen, daß die Rotationsachse des Planeten im Februar sehr nahe parallel der Erde stand und damit während der kurzen Umdrehungszeit immer verschiedene leuchtende Oberflächenteile in unsere Gesichtslinie kamen, jetzt aber muß die Rotationsachse in der Richtung unserer Gesichtslinie liegen, wodurch immer dieselben Oberflächenteile gesehen werden. Die Beobachtungen Deichmüllers ergaben auch eine allmähliche Abnahme des Lichtwechsels am Planeten Eros, der jetzt nur noch auf den südlicheren Sternwarten beobachtet werden kann, für die der Planet noch für einige Zeit zu sehen ist. —

Humoristisches.

— Bettelei. Zum Bankier E. kommt ein Bote mit einer Subscriptionsliste für ein patriotisches Unternehmen: „Die Spenden werden veröffentlicht.“ Herr E., dessen Herz sehr leichtig den „Kommerzienrat“ erwartet, ergreift mit Freuden die Gelegenheit, die intensive Stärke seines patriotischen Gefühls mit 100 M. öffentlich darzutun. Als er jedoch die Liste öffnet, um die Summe zu zeichnen, fällt ihm ein Passus in die Augen, der also lautet: „Es wird auch die kleinste Gabe dankbar angenommen und werden wir, um Unzuträglichkeiten zu vermeiden, nur die Anfangsbuchstaben der gütigen Spender veröffentlichen.“ Entrüstet klappt der zukünftige Kommerzienrat die Mappe zu und übergibt sie dem Boten mit den Worten: „Wissen Sie, for 'ne gemeine Bettelei bin ich nich zu haben.“ („Simpl.“)

— Maßstab. „Ich möchte ein Buch über den „guten Ton!“ „Bitte!“ „Kostet?“ „1 Mark 50!“ „Geben Sie mir eins, das etwas teurer ist — das laun der richtige Ton noch nicht sein!“ —

— Gut gemeint. Junger Arzt (vom Spaziergang heimkehrend): „Zum Kind, Frau, das ist ja ein Gläubiger von mir, der im Salon sitzt! . . . Und den Kerl bewirtest Du mit Kaffee und Kuchen?“

Frau (erschreckt): „Ach, Egon, ich habe gedacht, das ist unser erster Patient, und den wollte ich doch bis zu Deiner Rückkunft festhalten!“ —

Notizen.

— Von Vertha v. Suttners Roman „Die Waffen nieder!“ ist soeben in Pierjans Verlag die 31. Auflage erschienen. Das Buch ist mit Illustrationen von Anton Saworowski geschmückt. —

— Henrik Ibsen, der vor einiger Zeit schwer erkrankt war, sollte sich neuerdings auf dem Wege der Besserung befinden. Jetzt wird aber aus Kopenhagen gemeldet, daß die Familie des Dichters jede Hoffnung auf Besserung aufgegeben habe. —

— Der „Frankf. Zig.“ wird aus New York berichtet: „In dem schon mehrfach erwähnten Kriege der mexikanischen Regierung gegen die bisher nicht unterworfenen Maya-Indianer ist kürzlich deren „Heilige Stadt“, Chau Santa Cruz genannt, nach erbittertem Kampfe eingenommen worden. Bei dieser Gelegenheit sind eine Menge alter Schriftwerke, sowohl auf einer besonderen Art Papier, als auch auf Tafeln, entdeckt worden.“ Man darf wohl die Hoffnung aussprechen, daß diese unerwartete Vermehrung des wissenschaftlichen Materials dazu dienen werde, die großen Schwierigkeiten, welche die Schrift und Sprache der Mayas der Entzifferung bislang entgegengestellt haben, beträchtlich zu vermindern. —

c. In Argentinien ist der Journalismus stark im Aufschwung begriffen. Daß der Bewegungsfreiheit, deren er sich erfreut, nimmt er ständig an Einfluß und Leistungsfähigkeit zu. Während der letzten fünfzehn Jahre ist die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften von 165 auf nicht weniger als 610 gestiegen, von denen 297 in der Hauptstadt veröffentlicht werden. In der Anordnung folgen die Zeitungen dem Beispiel der führenden Blätter in den Vereinigten Staaten; ihr Depeschendienst steht hinter dem der unternehmendsten modernen Blätter nicht zurück. —

— Das Konzert des finnischen Männergesangsvereins „Suomen Laulu“ aus Helsinki findet am 6. Juni, 8 Uhr, in der Philharmonie statt. Das Programm bringt ausschließlich Chöre finnischer Komponisten. —

— „Das Nest der Zaunkönige“ betitelt sich ein neues vieraktiges musikalisches Drama, nach Freitags gleichnamigem Roman von Alois Prast, zu dem Gustav Lazarus, der Komponist der Oper „Mandana“, die Musik geschrieben hat. —

— Für die Einführung des hauswirtschaftlichen Unterrichts in die Volksschulen ist der rheinische Städtebund in seiner im März zu Köln abgehaltenen Versammlung mit großer Majorität eingetreten. Die Notwendigkeit einer besseren hauswirtschaftlichen Ausbildung der Mädchen wurde allseitig anerkannt. Um zur Erteilung des hauswirtschaftlichen Unterrichts die erforderlichen Lehrerinnen zu gewinnen, soll beantragt werden, an den Seminaren zur Ausbildung der Lehrerinnen in diesem Unterricht eine Einrichtung zu treffen und in der Uebergangszeit zur Befriedigung des Bedürfnisses angestellte Lehrerinnen zur Teilnahme an dem in Boppard stattfindenden Ausbildungskursus zu entsenden. —

— Die Verbandstage der jüdischen Landes-Lehrervereine einer Reihe von preussischen Provinzen, welche während der Pfingsttage stattfanden, beschloßen die Einführung von Handfertigkeits- und Gartenbau-Unterricht sowie die Unterweisung in praktischer Landwirtschaft an den jüdischen Schulen zu empfehlen. Man will auch durch diese Maßnahme die deutschen Juden, von denen der letzten Volkszählung nach nur 3300 sich in der Landwirtschaft beschäftigten, in größerem Maße als bisher der Bodenkulturarbeit zuführen. —